Ein Gesundheitszentrum in Westafrika

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gesundheitsnachrichten / A. Vogel**

Band (Jahr): **29 (1972)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-970665

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

lose Aufklärung gefallen lassen, damit sie ihren Kindern zeigen können, wie Rauschgifte auf Gehirn, Nervensystem und Keimdrüsen degenerierend, also schädigend, zu wirken vermögen, und zwar nicht etwa nur vorübergehend, sondern für das ganze restliche Leben.
Als ich kürzlich darauf hinwies, dass auch die Lehrer bei dieser Aufklärung tüchtig mithelfen sollten, erklärte mit ein zuhörender Jüngling, sein Lehrer habe den Schülern gesagt, diese Angelegenheit sei nicht so schlimm, denn ein wenig Haschisch schade niemandem. Wenn man gar anfangen muss, die Kinder vor den Lehrern zu schützen, wo soll man dann mit der Erziehung beginnen? Solch eine Episode sollte den Eltern unbedingt einschärfen, dass die Erziehung eben in frühester Kindheit im Elternhaus zu beginnen hat. Dann sind die Kinder auch in der Schule gewappnet, denn Lehrer, die in der Pause eine Zigarette nach der andern rauchen, vermögen ihre Schüler von der Schädlichkeit des Nikotins kaum zu überzeugen. Ebenso wenig hätte einer meiner Lehrer während meiner Schulzeit einen Vortrag über die Schädlichkeit des Alkohols halten können, weil er sich in der Pause immer Schnaps holen liess und die Unterrichtsstunden oft in betrunkenem Zustand begann. Auch damals waren Lehrer nicht immer das beste Beispiel, aber sie wirkten eher abstossend, während die heutige haltlose Jugend nur allzuleicht einem schlechten Vorbild Folge leistet. So sollten es sich denn die Eltern zu Herzen nehmen und ihrer Verantwortung bewusst sein, um den äusseren, schlimmen Einflüssen, denen ihre Kinder ausgesetzt sind, den Wind aus den Segeln nehmen zu können.

Ein Gesundheitszentrum in Westafrika

Was Afrika sehr nötig hätte, sind nicht in erster Linie Fabriken, wie die meisten Europäer und Afrikaner glauben, denn je mehr sich die Industrie in Afrika ausbreitet, um so grösser werden die auftauchenden Probleme, nämlich die gleichen, die uns heute fast zugrunde richten, wie die Verschlechterung von Luft und Wasser. Auch die Einführung von chemischen Düngemitteln und Insektiziden kann dem afrikanischen Boden die gleichen Schädigungen bringen, wie sie bei uns zu einem grossen Nachteil und zur Störung im biologischen Gleichgewicht geworden sind.
Was Afrika in erster Linie braucht, ist ein Gesundheitszentrum, das, so lange es nötig ist, von Europa unterstützt wird, aber geleitet und geführt sollte es von Afrikanern werden, die an unseren Universitäten geschult worden sind. Ein solches Gesundheitszentrum soll nun in Nigeria seinen Anfang nehmen. Zuerst ist beabsichtigt, ein Spital zu errichten, und zwar laut Statuten ohne Erstrebung von Gewinn. Alle Krankheiten mit Einschluss der Tropenerkrankungen sollen darin behandelt werden. Das Unternehmen wird Weissen und Afrikanern in gleicher Weise dienen und wird neben der allgemeinen Medizin auch Homöopathie, Phytotherapie und Ernährungstherapie im Sinne einer Ganzheitsbehandlung zur Anwendung bringen. Der Leiter des Spitals wie auch des nach und nach aufzubauenden Gesundheitszentrums ist ein Afrikaner, der in Bern studierte und dort auch das Staatsexamen bestanden und doktoriert hat, nämlich Dr. med. Sama. Dr. Sama hat auch Tropenmedizin studiert, und obschon er in der Schweiz ein gutes Tätigkeitsfeld besitzt, wünscht er seinem Volke zu helfen. Er ist selbst vom Südostkanton Nigerias und kennt die grossen Wunden, die kürzlich der unglückselige Bürgerkrieg zurückgelassen hat.
Dr. Sama erkennt durch das neuzuschaffende Gesundheitszentrum die Möglichkeit, mit Hilfe von Schweizer Ärzten und Professoren eine Studien- und Forschungsgemeinschaft zu errichten, vor allem, um auf dem Gebiete der Tropenmedizin neue und bessere Erkenntnis und Heilmittel zu

finden. Einige europäische Firmen sind bereit, medizinische Apparate zur Verfügung zu stellen. Es ist aber noch vermehrt Kapital nötig. Die ganze Finanzierung steht unter der Obhut eines Berner Notars, der auch dafür sorgt, dass das Geld nur dem Projekt selbst und keiner kostspieligen Administration zur Verfügung gestellt wird.

Leser der «Gesundheits-Nachrichten», die ein solches Unternehmen mit Spenden fördern möchten – willkommen sind auch schon kleine Beträge –, entrichten diese auf das Postcheckkonto 30-112, Spar- und Leihkasse, Bern. Über den Verlauf der Angelegenheit erfolgt späterer Bescheid, begleitet vom Dank der afrikanischen Initianten.

Aus dem Leserkreis

Sein Wahrnehmungsvermögen schulen

Einer unserer Holländer Freunde, der sich in Surinam niedergelassen hat, sandte uns einen ausführlichen Bericht ein, der uns zeigt, wieviel besser es ist, sich fremden Verhältnissen anzupassen und umzulernen, statt entmutigt zu werden und aufzugeben. Er schrieb: «Ich sass vorn im Pijaka, einem ausgehöhlten Baumstamm. Schnell glitt das Boot durch das Wasser. Der Indianer, der paddelnd im hinteren Teil des Bootes sass, sorgte dafür, dass es sich fortbewegte. Die Stille des Urwaldes wurde nur durch das Geschrei verschiedener Nachttiere unterbrochen. Ich konnte meine Hand nicht vor den Augen sehen, geschweige denn die Kurven, Baumstämme und andere Hindernisse im Fluss. Ab und zu wurden mir einige warnende Worte zugerufen. Meine Reaktion war jedoch manchmal zu langsam, und ich konnte meinen Kopf nicht mehr einziehen, so dass mir einige überhängende Zweige ins Gesicht schlugen. Das ängstliche Gefühl, dass sich im Geäst Schlangen befinden könnten, war schlimmer als der peitschende Schlag ins Gesicht.

So stand es um mich, während der Indianer seinen Weg sicher verfolgte, indem er paddelnd allen Hindernissen entging und die Kurven bewältigte, als ob es taghell wäre. Dabei entwich er auch überhängenden Zweigen, und das alles bei verhältnismässig grosser Geschwindigkeit. Wie war das alles möglich? Konnte er besser sehen als ich? Besass er vielleicht einen besonderen Sinn, den ich nicht hatte? Verfügte er vielleicht über eine eingebaute Radaranlage, wie es bei den Fledermäusen der Fall ist? Ich erkundigte mich bei ihm, nachdem wir unser Lager an einem passenden Ort im Busch aufgeschlagen hatten. Er war gerade damit beschäftigt, Cassavebrot hervorzuholen. – Cassave ist eine Erdfrucht, die durch Indianer häufig angebaut wird. – Nun begann er ein Feuer anzulegen, und während er damit beschäftigt war, die Hängematten zu binden, erzählte er mir sein Geheimnis, indem er auf ein eigenes Erlebnis in der Stadt hinwies, um mich dadurch zu beruhigen, damit ich nicht länger mehr mein Unvermögen tragisch empfinden sollte. So erklärte er denn leichthin: ‚Die paar Male, die ich in der Stadt war, wusste ich auch nicht, wo ich laufen musste. Die Autos fuhren mitten auf der Strasse, und jeder wusste, wo er die Strasse kreuzen konnte. Jeder wusste, wann er warten musste und wo er laufen konnte. Manchmal passierten alle Menschen die Strasse, und der gesamte Verkehr stoppte. Dann standen wieder alle Menschen am Rand der Strasse wie auf Befehl still, und der Verkehr setzte sich wieder in Bewegung. Ich fragte jemanden, wie so etwas möglich sei? Hatten die Menschen etwas Besonderes bei sich, wodurch sie wussten, wann sie laufen konnten und wann nicht? Der Fremde zeigte nach einigen hoch hängenden Lichtern, die am Rand der Strasse angebracht waren.

Grün bedeutet: Laufen – Gelb: Achtung und Rot: Stehenbleiben. Die ganze Zeit hindurch hatte ich nach den Autos und